„O du verhaßt-geliebtes Gift"

An einer Überdosis Kokain, vermischt mit Barbituraten, starb der Filmregisseur Rainer Werner Fassbinder. Kokain, die „Champagner-Droge" der zwanziger Jahre, kommt auch in der Bundesrepublik wieder in Mode, einstweilen bei der Schickeria. Drogenfahnder befürchten eine Kokain-Welle wie in den Vereinigten Staaten.

Es hatte ein Film werden sollen, „der etwas von der Droge erzählt", von einer Person, „die sich frei für oder gegen die Droge entscheiden kann, mit dem klaren Bewußtsein, daß eine Entscheidung für die Droge das Leben verkürzt, aber intensiviert".

Der Film, den Rainer Werner Fassbinder im nächsten Jahr hatte drehen wollen – mit Romy Schneider in einer Hauptrolle –, sollte den Namen der Droge als Titel tragen: „Kokain" – die Geschichte eines Journalisten, der nach Paris kommt, dort zwei Gifte kennenlernt, das Weib und das Kokain, und durch beide seine Existenz einbüßt. Drehbuchvorlage war der gleichnamige Roman des italienischen Journalisten Pitigrilli, erschienen 1921 und vor zwei Jahren wieder aufgelegt.

Pitigrillis Roman war im kokainbesessenen Berlin der zwanziger Jahre ein Bestseller, eine Art Kultbuch: Damals entstand das Klischee von der „Champagnerdroge", vom weißen Pulver in weißen Nächten, kurz und heftig aufputschend, scheinbar folgenlos.

Fassbinders Film-Traum vom drogenbejahenden „provozierten Leben" (Gottfried Benn) – in der Realität so frühzeitig zu Ende gelebt, wie er es vorausgeahnt hatte – signalisiert einen modischen Trend: „Koks", das Rauschgift, das den Gedanken Flügel macht, ist wieder begehrt, nachdem es fast 50 Jahre von der Szene verschwunden war.

Nach Haschisch und Heroin befürchten Experten die Entstehung und Ausbreitung eines neuen Drogenproblems in Westdeutschland: den massenhaften und mörderischen Gebrauch von Kokain.

„C", wie es in der Szene heißt, ist „keine Straßendroge" (so Rauschmittelbekämpfer Winfried Konrad beim bayrischen Innenministerium), ist nicht die Droge der sozial ausgestoßenen Fixer, der Kinder-Prostitution am Bahnhof Zoo. Und nur der geringste Teil des Handels mit Kokain wird nebenher von den etablierten Rauschgift-Händlerringen mit abgewickelt. Das meiste läuft über eine Vielzahl unabhängiger Klein-Dealer, oft Einzelpersonen, nicht in der kriminellen Szene organisiert (siehe Kasten Seite 193).

So sind die Erkenntnisse der Drogenfahnder über Kokain-Verbrauch einstweilen beschränkt. „Unser Referatsschatz ist dürftig", sagt Gerhard Ulber, Chef des Rauschgiftreferats bei der West-Berliner Polizei. „In Künstlerkreisen oder auf Privatpartys betuchter Müßiggänger", so ein Berliner Drogenberater, werde das Zeug gesnifft. Es seien „Leute intellektueller Herkunft, Künstler", weiß Erich Strass, Leiter des Rauschgiftdezernats beim Bundeskriminalamt, „oder sie kommen aus Halbweltkreisen – ganz grob überschrieben: die Schickeria".



Fassbinder (r.) beim Kokain-Prozeß*: „Besser ausbrennen als wegdämmern"

„Die Nachfrage steigt ständig", konstatiert Strass. Aber die Polizei tappt weitgehend im dunkeln, „weil sich alles in den feinen Kreisen abspielt" (Kripo Düsseldorf), „abgeschirmt in Nobel-Diskos mit Spion und Türsteher" (Kripo München) oder auf Privatpartys, „in Playboykreisen" (Kripo Köln), jedenfalls „weitgehend im intimen Bereich, wo die Polizei keinen großen Einblick hat" (Strass).

Alle Anzeichen sprechen dafür, daß es nun auch in der Bundesrepublik zu einer Kokain-Welle kommt, wie sie die Vereinigten Staaten in den letzten drei, vier Jahren erlebt haben. Vervierfacht hat sich dort seit 1976 die Zahl der Ko-

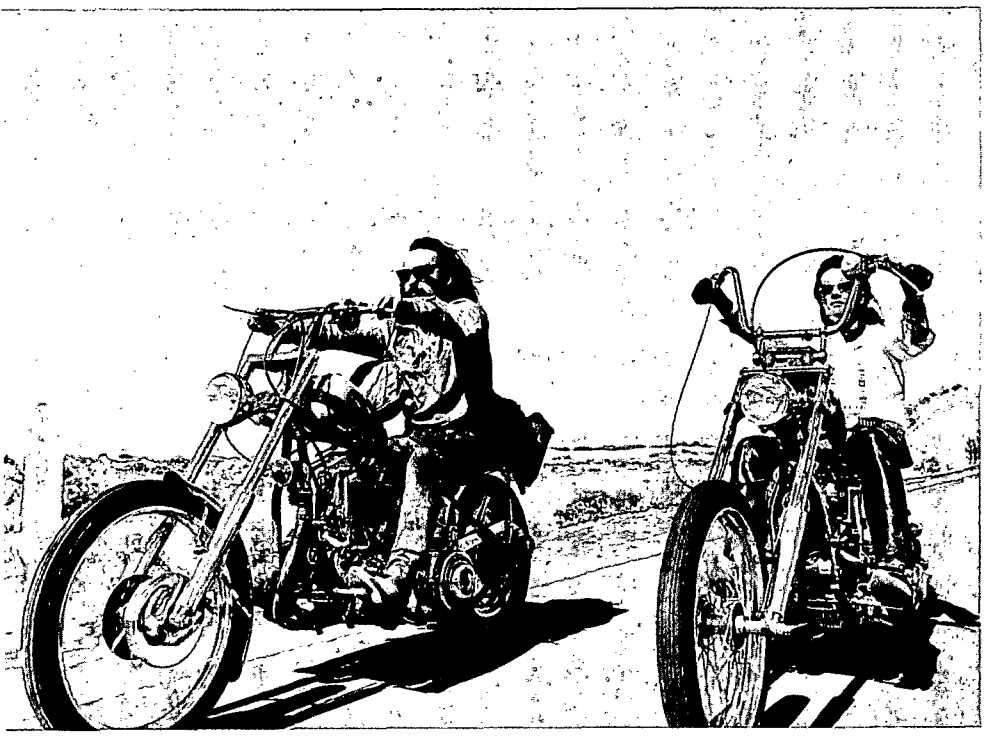


Plakat zum US-Film „Kokain" (1949)
„Keine Party ohne Blow"

* Mit Klaus Lemke, Dolly Dollar in München; Mai 1981.



Pitigrilli-Roman, Kokain-Opfer Anita Berben*: „Potente Gehirne stärken sich durch Alkaloide"



Kultfilm „Easy Rider": Signal für die Wiederkehr der Droge

kain-Toten, versechsfacht der Anteil der Klinikeinweisungen wegen „Koks"-Mißbrauchs (auf jeweils sechs von 100).

Ein Drittel aller 18- bis 25jährigen Amerikaner, schätzt die US-Drogenbehörde, hat schon mal Koks genommen. Der Handel mit Kokain wurde in den USA zur größten illegalen Einnahmequelle. Geschätzter Jahresumsatz: 32 Milliarden Dollar – auf der „Fortune"-Liste der 500 umsatzstärksten US-Unternehmen stünde „Koks & Co" auf Platz sieben.

„Wann der Kokain-Boom Europa erreicht, ist ungewiß", schrieb im Januar letzten Jahres das „Deutsche Ärzteblatt". „Daß er kommen wird, scheint nach allen bisherigen Erfahrungen mit der ‚Szene' unausweichlich."

Nicht weil so wenig von dem Stoff gehandelt und konsumiert wird, sondern weil die Kokain-Szene so schwer zu durchschauen ist, blieben die beschlagnahmten Kokain-Mengen einstweilen gering. Letztes Jahr flog in Frankfurt ein Dealer-Ring auf – ein Tankwart und der Geschäftsführer einer Diskothek hatten den „Koks"-Handel finanziert und organisiert, Frankfurter Prostituierte dienten ihnen als Kuriere. Im Slip der Peruanerin Maria entdeckten Zöllner auf dem Rhein-Main-Flughafen 155,4 Gramm des weißen Pulvers.

Einen beachtlichen Erfolg erzielte die Zürcher Kantonspolizei Ende März dieses Jahres: 21 Kilogramm Kokain (geschätzter Wiederverkaufswert: etwa sechs Millionen Mark) wurden im Flughafen Kloten bei sechs aus Südamerika kommenden Schmugglern sichergestellt. Sogar in Augsburg ging Ende März ein wenn auch bescheidener Händlerring hoch: eine vierköpfige Gemischtwarenhandlung; neben Heroin und Haschisch wurden auch 360 Gramm Kokain gefunden.

München, gegenwärtig die westdeutsche Kokain-Metropole, gab schon reichlich Stoff her für Klatsch-Kolumnen: In mehreren Kokain-Prozessen, einer davon im September letzten Jahres, traten, wie die Münchner „Abendzeitung" meldete, „Prominenz von Film und Fernsehen, Angehörige des deutschen Hochadels und Normalsterbliche" in den Zeugenstand. Sogar „ein norddeutscher Prinz und zwei Münchner Gräfinnen" („AZ") waren verwickelt, sie hatten Schecks ausgestellt, mit denen sie angeblich „asiatische Antiquitäten" bezahlt hatten.

Auch beim „Klappe"-Prozeß im Mai letzten Jahres, bei dem es um ein kokainfreundliches Schwabinger Künstlerlokal ging und bei dem auch Filmemacher Fassbinder mit Anhang auftrat – Barbara Valentin, Dolly Dollar, Cleo Kretschmer und Regisseur Klaus Lemke –, spielte die Münchner Clique wieder ihre Farce: Kein Zeuge wußte null von gar nichts.

Vorsichtshalber hat die Kripo in Nordrhein-Westfalen alle ihre 30 Schnüffelhunde auch auf Kokain gedrillt. Aber Bert Parsch, Hauptkommissar in Köln, grämt sich: „Die Aufgriffe sind minimal. An die, die das Zeug nehmen, kommen wir nicht ran."

Mal ließ Parsch den Teilhaber einer Konzertagentur hochgehen, der das Zeug an seine Stars vermittelte, ein andermal ging ihm ein Kurier-Pärchen mit Koks ins Netz, 49 Gramm, sorgfältig versteckt in der Vagina.

Daß Koks im Kommen ist, belegt auch die Statistik nordrhein-westfälischer Ge-

* Zeichnung von Charlotte Berend-Corinth.

Mit der Königin zu Kraft und Kreativität?

SPIEGEL-Reporter Fritz Rumler über einen Kokainisten

Die Wirkung komme fix und sei frappant. Die Nase werde kühl, der Atem tiefer, das Gehirn „reißt auf", eine funkelnde Brandung von Wohlsein, Kraft, Klarheit, Gedankenschnelle hebe einen wie auf einem Surfbrett empor – ein Kokain-Schnupfer erzählt.

Nennen wir ihn Johnny Hansen. Er ist um die 30, ein Mann mit einem markanten, aber empfindsamen Gesicht, kein Junkie, kein Verbrannter dieser Erde. Er zählt sich zu der „speziellen Gruppe, die disponibel ist für Koks", nämlich Künstler, Maler, Filmer, „Schreiberlinge"; er kann sich aber auch vorstellen, „daß bei einer Rede vor dem Bundestag das Zeug sehr helfen kann".

Ein Tempo-Taschentuch ist stets zur Hand, denn das ewig triefende Organ, die Nase, braucht Pflege; sie hat stürmische Zeiten hinter sich.

Über ein Jahr lang waren es bis zu fünf Gramm pro Woche, die Johnny Hansen „sniffte". Das zerrüttete nicht nur den Riecher, auch die Finanzen. Denn pro Gramm mußte er zwischen 250 und 300 Mark hinlegen, macht je Monat Koks-Konsum weit über 5000 Mark.

Auf die Dauer hält das, in jeder Hinsicht, auch der stärkste Mann nicht aus. Als Nebeneffekt des Kokain schwand der Appetit, das tägliche Schlafbedürfnis sank auf drei Stunden, Hansen magerte beträchtlich ab. Aber er gewann, sagt er, „eine Form der Kreativität, die ich vorher nie gekannt habe".

Arbeitswut, Euphorie, Feldherren-Gefühle hielten den Kunstschaffenden 16 Stunden am Tage in Trab, das Assoziieren von Worten und Bildern ging „unheimlich viel schneller", er fühlte sich als „Weltmeister im Denken"; nie war er „so gerafft, so gebündelt wie unter dem Einfluß der Königin", des Kokains.

Aber die Husaren-Stimmung konnte quick umschlagen, in Depression, Paranoia. Die verräterischen Symptome, erweiterte Pupillen, ein „gewisser Glanz in den Augen", gesteigerter Rededrang, ließen Hansen argwöhnische Blicke wittern; das empfindsamer gewordene Gehör machte Regentropfen zum Polizisten-Tapptapp.

Die Königin: Für den Liedermacher Konstantin Wecker, der sich zu einer Koks-Vergangenheit bekennt, ist sie eher ein „Mephisto". Hans Fallada erlebte die Droge als „rohes, reißendes Tier", in Norman Mailer, dem Bilderbuch-Macho, schürte sie „abgrundtiefen Weiberhaß".

In den Savannen des Sex, jedenfalls, gilt die Königin als launisches Ding. Im Lenz der Kokserei, erzählt Hansen, errege sie „erotische Glücksgefühle", man werde „richtiggehend geil", man möchte „jeden und jede umlegen", auch verlängere sie die Verkehrs-Dauer.

Im Lauf der Zeit marschiere die Sache dann „gegenläufig". Da gehe überhaupt nichts mehr. Oben im Kopf rumore es noch, man sei sozusagen „hirngeil", im übrigen impotent. Frauen hingegen würden „viel aufnahmebereiter" durch die Königin: „Das ist schon eigenartig."

Sekten- und Drogen-Nehmer haben eins gemeinsam, sie gieren nach Proselyten. „Man will die Glücksgefühle weitergeben", sagt Hansen, „mit Freunden teilen." In seinen Kreisen, meint er, stärken sich „weit mehr als 50 Prozent" via Nase die schöpferischen Kräfte.

Er war vor drei, vier Jahren erstmals mit der Königin intim geworden, in einer Kneipe, und er wußte sofort: „Das ist meine Droge." Sprachbarrieren und Schüchternheit schwanden, „es fielen Schranken weg, von denen ich gar nicht wußte, daß sie für mich existieren".

Selbst Hühnerbrust wird da zum Tarzan, graue Maus hebt an zu intellektuellem Potenzgeschrei – macht sich der Kokainist was vor? Hansen besteht darauf, daß etwa Texte, unter Einfluß geschrieben, ein „immens breiteres Spektrum an Bildern und Gedanken bergen".

Das Bedürfnis, „sich unheimlich schnell, hektisch und groß ausdrükken zu müssen", führte zu nächtelangen „Diskussionsfesten"; auch könne man auf die „Königsdroge saufen wie ein Weltmeister", erst später merke man, „wie sternhagelvoll man ist".

Rechtswidrigkeits-Bewußtsein, wie es im Justiz-Deutsch heißt, war ihm anfangs völlig fremd, das Gefahren-Bewußtsein null. Jeder ist drauf, sagte sich jeder, warum soll ich nicht mitten in der Kneipe eine Linie ziehen. Mittlerweile, nach einigen Verhaftungen und Prozessen, hätten sich „andere Riten" eingestellt; man snifft im verborgenen.

Als „Krimineller" kommt sich keiner in seinen Kreisen vor; daß man die Polizei an den Hacken hat, empfindet man als „Belästigung". Ein Stoff, „der das Beste aus mir herausholt", gehört, sozusagen, zur freien Entfaltung der Persönlichkeit.

Der Mann mit dem Koks, der Dealer, ist, wie meistens, ein Vertrauter. Hansen schätzt bereits zu Pulver gemahlenes Kokain im Briefchen; das Zerhacken der „Rocks" mit einer Rasierklinge sei, vor allem auf Reisen, eine Plage. Als ideales Utensil empfiehlt sich die Klinge Marke „Apollo"; die hat an einer Seite einen Griff statt einer Schneide.

Ist nicht gerade ein Hundertmarkschein zur Hand, ein möglichst neuer, glatter, greift der Kundige nach einem Produkt der Fleischpflanzl-Firma „McDonald's". Deren Trinkhalme haben jenen Durchmesser, mit dem sich „Linien" optimal ziehen lassen.

Wenn man es sich leisten kann, sagt Hansen, snifft man immer mehr – die Abstände werden kürzer, die Menge nimmt zu. Ein Gramm pro Tag sei ja nicht viel, bei gutem Stoff ergebe das zehn Sniffs, und das halte jeweils zwei Stunden.

Es gebe allerdings einen Punkt, wo es nicht weitergehe – „da kann man reinschaufeln noch und noch", der Effekt stagniert. Das einzige, was dann komme: „Daß der Kreislauf ‚hops' macht." Eine ausgewachsene Koks-Paranoia, mit halluzinierten Krabbeltierchen unter der Haut, hat er nur bei einem Mädchen erlebt.

Macht die Königin hörig? Nach einem viertel, halben Jahr Koksen, sagt Hansen, sei man psychisch so weit, daß man früh beim Aufstehen, noch vor dem Wasserlassen, schon daran denkt: „Wo ist das Zeug, oder wo kriege ich es für heute her?"

Nach drei Tagen Abstinenz, wenn der Dealer verreist oder im Kasten war, widerfuhr ihm gelegentlich sogar, „daß der Körper danach schreit". Am vierten Tage sei das dann überwunden. „Eine Art Abhängigkeit", sagt Hansen, „stellt sich auf jeden Fall ein."

Kunst, Religion und Drogen, die Trias ist steinalt. Der Seher will näher zu seinem Gott und hilft nach, ob mit Weihrauch oder Peyote; der Künstler stimuliert schlummernde Hirn-Reserven, setzt seiner Phantasie Segel und wird, im öffentlichen Auge, zum Kriminellen oder Kranken.

Der Wahnsinn sei, sagt Hansen, daß Kunstprodukte, von der Königin beflügelt, im Kulturbazar dann goutiert, gelobt und mit staatlichen Preisen aller Art behängt werden.

sundheitsämter: Die Zahl der gemeldeten Kokain-Patienten stieg von 17 im Jahre 1975 auf 180 im letzten Jahr.

Eine „unkontrollierte Überproduktion von Kokablättern" in den südamerikanischen Herkunftsländern, so erklärte im Januar dieses Jahres die Suchtstoffkommission der Vereinten Nationen in ihrem Jahresbericht 1981, habe „der geheimen Kokain-Produktion . . . massiven Auftrieb gegeben".

Auch in Westeuropa sei der Handel mit Kokain „auf beunruhigende Weise angestiegen". 1970 waren es noch wenige Kilo, 1980 waren es schon mehr als 200, die beschlagnahmt wurden, ebenso viele in den ersten neun Monaten des Jahres 1981. All diese Zahlen freilich erscheinen geringfügig angesichts des Kokain-Imports in die Vereinigten Staaten: Die UN-Kommission schätzt ihn auf 25 bis 30 Tonnen pro Jahr.

Es sei „richtig niedlich", schrieb das Branchenblatt „Cinema" in seiner April-Ausgabe, „wie stolz deutsche Filmleute von ihrem eigenen kleinen Kokain-Skandal in München sprechen". Das bißchen Kokain-Schnupfen in europäischen Filmzentren wie München und Rom sei nur ein schwacher Abglanz des neuen Drogen-Rauschs in Hollywood.

„Der größte Geldmacher des Jahres", scherzte Johnny Carson schon bei der letztjährigen Oscar-Verleihung, „war Columbia." Kunstpause. „Nicht die Filmfirma, sondern das Land."

Rund 90 Prozent des in Kolumbien „nasenfertig" gemachten Schnupfpulvers („Columbian Sniff"), so schätzten die Fahnder, gehen in die USA. Nacht für Nacht steuern 80 fliegende Koks-Händler die offene amerikanische Südküste an. Zumeist sind es Vietnam-Veteranen, die mit ausgedienten Weltkrieg-II-Maschinen den Radarschirm der Küstenwacht unterfliegen. Nun will die US-Regierung „Awacs"-Spähflugzeuge gegen die Koks-Transporter einsetzen.



Verkauf von Kokablättern in Bolivien: Milder Dauerrausch ohne High

„Eine Party ohne Blow", meldete „Cinema" vom amerikanischen Show-Business, „gilt heute als eine Arme-Leute-Fete oder hoffnungslos altmodisch." Amerikanische Show-people, deren Namen im Zusammenhang mit Kokain an die Öffentlichkeit kamen, sind schon Legion: Julia Phillips, Produzentin von „Unheimliche Begegnung der dritten Art" („Koks gab mir Selbstvertrauen, ich konnte drei Jobs auf einmal erledigen"), die Schauspielerinnen Faye Dunaway und Linda Blair („Exorzist"), Sänger-Schauspieler Kris Kristofferson und Rockstar Eric Burdon.

Und natürlich Keith Richards und Ron Wood von den Rolling Stones, die den „Cousin Cocaine" besungen haben („Lay your cool hand on my head"). Auf dem an Röntgenbilder erinnernden Stones-Plattencover „Emotional Rescue" glauben Insider die Platinplatte in der Nasenscheidewand des Sniffers Mick Jagger zu erkennen.



Illegale Herstellung von Kokspaste in Bolivien*: Jahresumsatz wie ein Öl-Multi

Kokain-Dealer in Hollywood fahren im Rolls-Royce vor und wohnen am Sunset Boulevard. Allein am Hollywood Boulevard gibt es sieben sogenannte Head Shops, in denen unbehelligt die zum Kokain-Genuß nötigen Utensilien verkauft werden: Papierchen, um Koks in Briefform einzuschlagen („Sno-Seals"); Schniefröhrchen in allen Ausführungen, aus Elfenbein, vergoldet oder kunstvoll emailliert; alle Arten von Löffelchen, darunter „tibetanische Ohrlöffel"; oder auch ganze Sets mit Kokain-Mühle, Umfüllflaschen, Boxen und Federwaage.

Head Shops gibt es mittlerweile auch in Deutschland; eine Head-Shop-Anzeige mit einer alten Kokain-Darstel-

* Tarnung und Bewaffnung dient dem Schutz vor rivalisierenden Gruppen.

lung im Art-Déco-Stil der zwanziger Jahre, gedruckt im Hamburger Stadtmagazin „Szene", warb mit dem Slogan: „Zubehör für den besonderen Genuß."

Zusammengekrümmt, unbekleidet auf einem Hotelbett, fand die Polizei am 5. März dieses Jahres den amerikanischen Fernseh-Entertainer und Komödianten John Belushi, 33 – gestorben an einer intravenös gespritzten Überdosis Kokain (Belushi, wie Fassbinder, vor seinem Tod: „Es ist besser, auszubrennen, als allmählich wegzudämmern").

Am selben Tag stießen Drogenfahnder in Miami einen Schraubenzieher durch die Wand eines Pappkartons – und fanden 2000 Kilogramm Kokain. Die Koinzidenz beider Ereignisse heizte in den USA die Diskussion über die neue Droge an, deren Gebrauch längst über Künstler- und Playboy-Kreise ausgeufert ist. Die tägliche Prise Kokain ist mittlerweile bei gestreßten jungen Aktienhändlern an der Wall Street und bei aufstrebender Rechtsanwälten an der amerikanischen Westküste ebenso verbreitet wie bei hochqualifizierten Facharbeitern auf den Baustellen der amerikanischen Atomindustrie.

„Eine typisch amerikanische Droge", meinte Rauschmittelforscher George R. Gay in San Francisco, sei das Kokain, Symbol der westlichen leistungsorientierten Industriegesellschaft, eine Droge, welche die höchsten amerikanischen Tugenden – „Eigeninitiative, Energie, Optimismus" – noch hochzuputschen verspricht.



Schauspielerin Faye Dunaway
Dealer im Rolls-Royce

Die offenkundige Sonderstellung der Droge Kokain könnte zur besonderen Gefahr werden: Kokain-Handel und -Gebrauch gelten in den Medien zumeist noch als Kavaliersdelikt. Der Droge fehlt auf allen Ebenen der Gesellschaft das soziale Stigma. Auch bei Zuhältern und Unterweltbossen, die für jeden heruntergekommenen Heroin-Junkie nur tiefe Verachtung haben, wurde das goldene Kokain-Röhrchen zum Status-Symbol.

Nicht nur bei ihnen: „Das Haus ist einfach sauberer", gab eine Hausfrau in San Francisco zu Protokoll, „wenn ich vorher eine Prise nehme." „Das Saubermachen", sagt eine andere, „macht dann einfach mehr Spaß."

Erwiesen scheint auch, daß Kokain-Konsumenten und -Kleinhändler offenbar vor Gerichten auf mehr Milde hoffen dürfen als Heroin- oder auch Haschischtäter. „Welcher Richter", schrieb der Polizeileutnant Ken Welty aus Los Angeles, „mag schon den adretten jungen Mann im gepflegten Zweireiher mit Weste ins Gefängnis stecken?" Noch dazu, wenn er mit der ganzen Familie aufmarschiert und alle beteuern, es sei das allererste Mal gewesen, daß der Junge das Zeug nahm.

Der Spitzenplatz in der Hierarchie der Drogen, als ein besonders elitäres Rauschmittel, wurde dem Kokain eingeräumt, seit die abendländische Welt vor gut hundert Jahren mit ihm in Berührung kam.

Nicht nur, daß der Weiße Schnee, gut zehnmal so teuer wie Gold, als Rausch der Reichen gilt, als „Mercedes-Benz im Drogengeschäft" („Daily Mail"), als „Kaviar der Drogenszene" („Time").

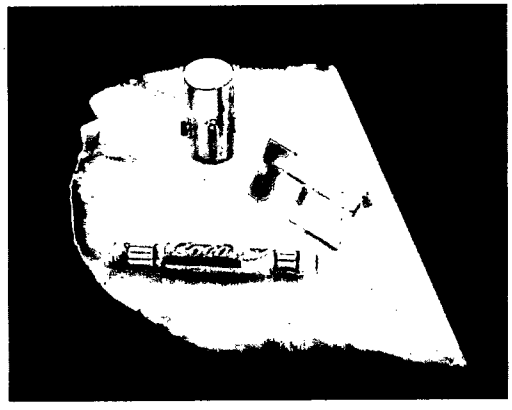
Wahr ist auch, daß keinem anderen Rauschmittel soviel literarische Aufmerksamkeit zuteil, soviel Reverenz von Künstlern und Forschern erwiesen wurde, so große Heilserwartung und Mystifizierung – so zahlreiche Legenden und soviel Falsches.

Für die südamerikanischen Indios, die sich in den Kupferbergwerken und auf den kargen Hochebenen der Anden schinden, hat es den Glamour der Droge Kokain nie gegeben. Sie kauen „das göttliche Blatt" des Kokastrauches, um ihren Hunger zu betäuben und die letzten Kraftreserven ihrer ausgemergelten Körper zu mobilisieren.

Acht Millionen Indios, so die Schätzungen, kauen auch heute noch auf Kokablättern (vermischt mit Kalk), die den Wirkstoff in kleinen Mengen enthalten. So verschaffen sie sich einen milden Dauerrausch, ohne High.

Angebaut und benutzt wird dieses naturgewachsene Rauschmittel schon seit Jahrtausenden. Skulpturen und Reliefs aus der Inkazeit, die Götter mit blattgefüllten Kaubacken zeigen, weisen auf den Koka-Kult bei den „Söhnen der Sonne". Die spanischen Eroberer im 16. Jahrhundert verboten zuerst und erlaubten dann wieder die Droge, als sie merkten, wie nützlich ihnen das Koka-Kauen der Unterdrückten war, das den Hunger dämpfte und die Leistungskraft zu steigern schien.

Anders als beim Tabak, den die spanischen Konquistadoren nach Europa brachten, war in den verdorrten Koka-







Kokain-Utensilien (o.), Head-Werbung, Kokain-T-Shirt: Tibetanische Ohrlöffel

blättern, wenn sie hier anlangten, die pharmakologische Wirkkraft erloschen. So kam es, daß erst Mitte des 19. Jahrhunderts Kokain in der Alten Welt zum Thema wurde.

Zwei deutsche Chemiker, der Göttinger Albert Niemann und Friedrich Gädcke, isolierten unabhängig voneinander, 1855 und 1859, das Alkaloid aus der Pflanze. Seine schmerzbetäubende Wirkung wurde als erste entdeckt und, zum Beispiel bei Augen- und Kieferoperationen, auch genutzt.

Vom Mythos der Droge, ihrer berauschenden Wirkung, war spärliche, aber hochfliegend begeisterte Kunde schon vorher nach Europa gelangt. „Mäßiger Genuß der Coca ist nicht nur nicht nachteilig, sondern der Gesundheit sehr zuträglich", schrieb 40 Jahre vor Sigmund Freud, dem bedeutendsten Popularisierer des Kokain, der Schweizer Johann Jakob von Tschudi.

Der italienische Nervenarzt Paolo Mantegazza war 1859, nach einem Selbstversuch, ins Schwärmen geraten: „Von zwei Koksblättern als Flügeln getragen, flog ich durch 77 348 Welten, eine immer prächtiger als die andere . . . Ich ziehe ein Leben mit Koka einem Leben von einer Million Jahrhunderten ohne Koka vor."

Freud fußte auf diesen beiden Berichten, als er sich 1884 forschend dem Stoff zuwandte, weil er „sich durch irgendeine wichtige Entdeckung einen Namen machen wollte" (so Freud-Biograph Ernest Jones). Der 28jährige Wiener Neurologe schrieb an die Pharmafirma E. Merck und kaufte für 1,27 Dollar ein Gramm Kokain. 0,05 Gramm löste er in Wasser, trank es – und wurde gleich zum Fan der noch unerforschten Substanz: „Wenige Minuten nach der Einnahme . . . plötzlich Aufheiterung und ein Gefühl von Leichtigkeit, man fühlt sich lebenskräftiger und arbeitsfähiger."

Freud gab die Droge seiner Verlobten Martha (sie werde schon sehen, schrieb er ihr, „wer stärker ist, ein kleines sanftes Mädchen, das ißt, oder ein großer wilder Mann, der Kokain im Leib hat"), gab sie seiner Schwester und allen Kollegen, damit sie den Stoff an sich und ihren Patienten erprobten. Schon zwei Monate später war Freuds erste Kokain-Veröffentlichung, „die ausführlichste" zu diesem Thema, wie er selber rühmte, abgeschlossen: Der Arzt empfahl das Mittel gegen Depressionen, aber auch gegen Verdauungsstörungen, Auszehrung und Morphiumsucht.

In diesem wissenschaftlichen Irrglauben produzierte Freud den ersten Kokainsüchtigen Wiens: Er gab seinem Freund, dem Morphinisten Ernst von Fleischl, zum Abgewöhnen Kokain. Fleischl wurde Kokainist, spritzte sich schließlich bis zu einem Gramm pro Tag und starb daran.

Freud hat später wortreich versucht, dem Vorwurf zu begegnen, er habe mit seiner Befürwortung des Kokains „die dritte Plage über die Menschheit gebracht", nach Alkohol und Morphium. Aber Freuds Irrtum („Ich habe diese gegen Hunger, Schlaf und Ermüdung schützende und zur geistigen Arbeit stählende Wirkung der Coca etwa ein Dutzendmal an mir selbst erprobt") war nun einmal in der Welt.

Die Verwirrung, die Täuschung über die wahren Wirkungen des Kokains waren nicht zuletzt entstanden, weil ein Rauschmittel ohne die zugehörigen sozialen Zeremonien und kollektiven Rituale von einem Kulturkreis in den anderen übernommen wurde, noch dazu in einer anderen, hochkonzentrierten Darreichungsform. In den USA forderte jene Zeit des Experimentierens in der Zeit vor der Jahrhundertwende zahlreiche Opfer, mehr als in Europa. Und es gehört zu den Kuriositäten der angeblich so gloriosen Wissenschaftsgeschichte, daß sich damals auch die bedeutendsten Pharmafirmen über die Gefahren des Kokains hinwegtäuschten, ja, ihren Reichtum damit begründeten.



Papst Leo XIII.: Kokainhaltigen Wein gelobt

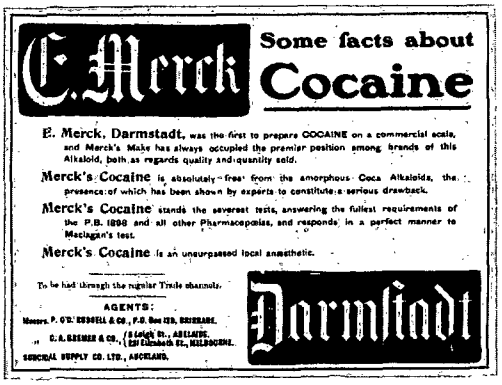
„Es war das goldene Zeitalter der kokainhaltigen Pharmazeutika", heißt es in einer von den beiden amerikanischen Wissenschaftlern Joël L. Phillips und Ronald D. Wynne verfaßten Monographie über Kokain. Für und gegen alles sollten die Kokain-Mittel nützen: Keuchhusten, Erkältung, Asthma, Durchfall, Neuralgie und Seekrankheit, Vaginismus, Schwangerschafts-Erbrechen, entzündete Brustdrüsen, Tripper und Syphilis. Führender Kokain-Hersteller war die Darmstädter Firma Merck. Todesfälle wegen Überdosierung nach Einnahme solcher Mittel waren nicht selten.

Ein Vermögen machte der Korse Angelo Mariani, der 1883 ein kokainhaltiges Stärkungsgetränk auf den Markt brachte, „Vin Mariani". Zu seinen Kunden zählten die Schauspielerin Sarah Bernhardt, der Marschkomponist John Philip Sousa („Stars and Stripes"), der Franzose Frédéric-Auguste Bartholdi, Architekt und Erbauer der New Yorker Freiheitsstatue, die Schriftsteller Jules Verne und Emile Zola sowie die Päpste Leo XIII. und Pius X.

Weit übertroffen wurde dieser Geschäftserfolg von jenem Getränk, das ein amerikanischer Drugstore-Besitzer 1886 zum erstenmal mixte und das zum Synonym für Erfrischung, zum Symbol auch für Unternehmergeist, aufstieg: Coca-Cola. Bis 1903 enthielt der braune Saft wahrhaftig Kokain, seither wird der Sud auf entkokainisierten Kokablättern gebraut, wegen der Geschmacksstoffe.

In den Vereinigten Staaten verebbte die erste Kokain-Rauschwelle um 1914, als der Wirkstoff unter Rezeptpflicht gestellt wurde. Wenige Jahre später brach in Europa erst die Blütezeit an: Es waren die Jahre, in denen sich, besonders in Berlin, eine neue Großstadtspezies heranbildete, die der Kokainisten, eine bizarre „Halbwelt aus Kriminellen, Spielern und Prostituierten. Müßiggänger der literarischen und artistischen Bohème, auch aus dem begüterten Bürgertum, gehörten zu den schnellen Freunden der neuen Mode" (so der Berliner Funkautor und Drogenkenner Bernd G. Cailloux). Zwischen 10 000 und 20 000 regelmäßige Sniffer schätzte man in den zwanziger Jahren in Berlin; 1926 lag der Koks-Preis bei fünf Dollar je Gramm.

Begonnen hatte die Einnahme des Narkotikums in einem revolutionären Literatenkreis um Johannes R. Becher, den späteren DDR-Hymnentexter und -Kulturminister. Die jungen Schriftsteller suchten sich auf diese Weise dem Militärdienst zu entziehen – ziemlich paradox angesichts des Umstandes, daß deutsche Militärärzte noch wenige Jahre zuvor die Ausgabe von „Kokawein" als leistungssteigerndem Verpflegungsmittel





Werbung für Kokain-Produkte (1900)
Reichtum mit der Droge begründet



Kokain-Freund Freud, Verlobte Martha (1885)
„Stählende Wirkung selbst erprobt"

für die kämpfende Truppe gefordert hatten.

Weltkrieg-I-Jagdflieger fuhren voll auf Koks ab, um sich mutig und wach zu halten. Die Droge spielte während des Ersten Weltkriegs in den europäischen Armeen eine ähnliche Rolle wie später das Heroin im Vietnam-Krieg: als Linderungsmittel, dessen Gebrauch stillschweigend geduldet wurde.

Bürgerlich etabliert hatten das Rauschmittel schon solche Autoren wie Sir Arthur Conan Doyle, dem „das überragende Stimulanz", wie er das Kokain einstufte, bei der Abfassung von immer neuen Variationen seiner Sherlock-Holmes-Storys behilflich war. Meisterdetektiv Sherlock Holmes spritzt sich (in dem Roman „The Final Problem") das Zeug schließlich bis zu dreimal täglich und leidet unter Verfolgungswahn. Autor Doyle, als studierter Mediziner, muß um diese schwarze Seite des weißen Gifts gewußt haben.

Die Unsicherheit der Kriegs- und Nachkriegszeit, das rasche und leichte Geld, das manche verdienten, die Einschränkung der normalen Vergnügungen und die Alkoholknappheit während des Krieges – all das scheint den Kokain-Start in den hektischen Großstädten der zwanziger Jahre begünstigt zu haben. „Tänze des Lasters, des Grauens, der Ekstase" – das war das Programm der Berliner Schulmeisterstochter Anita Berben. Als „Kokain-Nackttänzerin" setzte sie die Metropole in Flammen, die Lovis-Corinth-Gattin Charlotte Berend hat sie wollüstig gezeichnet; die Berben starb an Kokain-Vergiftung. „Das eigentlich Bedenkliche und Gefährliche dieses Treibens war, daß es sich nicht auf Halbwelt- und Bohèmekreise beschränkte", schrieben 1924 die Berliner Wissenschaftler Ernst Joël und Fritz Fränkel, „sondern daß es sich gerade auch in den Kreisen der proletarischen, meist arbeitslosen Jugend abspielte." Droht ähnliches in den achtzigern?

Ein junger expressionistischer Lyriker, der Kölner Walter Rheiner, beschrieb damals die nicht selbst verschuldete Aussichtslosigkeit einer solchen Situation, „in einer krachenden Stadt, einem Wirrsal wilder Verwüstungen". Rheiners Novelle „Kokain", 1980 (im Berliner Agora-Verlag) wieder aufgelegt, beruhte auf eigenen Erfahrungen des Autors. Halluzinierend hastig beschreibt Rheiner, der 1917 nach Berlin gekommen war, seine Irrwege in jenem „Planquadrat der Nischen, Gebüsche und Bedürfnisanstalten", zwischen Gedächtniskirche und Kurfürstendamm:

> Er riegelte sich auf einem der Klosetts ein. Was war das für ein Leben? Ein Aasleben! O du verhaßt-geliebtes Gift, Kokain, Kokain (. . . die Maschine stampfte: Klick-Klack, Klick-Klack, wieder ein Stück ab . . .). Oben donnerte der Zug in die Halle . . .

Wenige Jahre nach Vollendung der Novelle starb Walter Rheiner als Morphium- und Kokain-Süchtiger.

Es war die Zeit, als Otto Dix, Maler des menschlichen Pandämoniums, die morbide „Koksgräfin" als typische Erscheinung der Roaring Twenties malte, als der Expressionist Georg Trakl an einer Überdosis Kokain starb und Ernst Jünger und Gottfried Benn die Droge in den höchsten Tönen priesen.

Jünger:

> Der „Schnee", falls er auf eine intakte Physis trifft, entrückt den Geist in nüchterne Kälte und überläßt ihn, während er ihm die Wahrnehmung des Körpers abnimmt, einsamem Selbstgenuß.

Benn:

> Weltallhafte Kälte, Erhaben und eisig, entsteht im Gefüge, bei Glut in der Mittelachse . . . Gleichzeitig Schwellenverfeinerung: Eindrucksansturm, Fremdanregbarkeit, gerichtet auf Etwas Universales, ein Allgefühl –: „Gefühl des Mittags".

„Potente Gehirne", schrieb Gottfried Benn in einem Aufsatz, „stärken sich nicht durch Milch, sondern durch Alkaloide." Drogen seien generell als Wachmacher an höheren Lehranstalten zu empfehlen.

Fast alle Autoren, die anfangs auf die Droge setzten, haben später ihr Urteil revidiert, haben auch den Niedergang der Kokain-induzierten Fieberkurve bei Dauergebrauch, haben Kokain als existentielle Zerreißprobe geschildert.

„Das Kokain reißt die Persönlichkeit auseinander; es verrichtet eine gewaltige, beinahe elektrolytische Arbeit der Spaltung des Gewissens", ließ der Italiener Pitigrilli seinen Kokain-Helden Tito niederschreiben. „Die ersten Dinge, die das Kokain vernichtet, sind der Wille und die Scham."

Ziemlich abrupt brach Anfang der dreißiger Jahre die Kokain-Welle wieder ab – neue, in den Retorten der Pharma-Industrie synthetisierte Schnell- und Highmacher drängten nach vorn: die Amphetamine („Pervitin", später „Preludin").

Zwei Tonfilme in den dreißiger Jahren, „Der weiße Dämon" mit Peter



Ernst Jünger



Conan Doyle

Kokain-Freunde, Dix-Gemälde
„Einsamer Selbstgenuß des Geistes"



„Die Koksgräfin"



Jagdflieger Göring (1917)

Lorre und „Tango Notturno" mit Pola Negri, kreisten noch um das Thema Kokain. Aber wirklich geschnupft wurden die weißen Kristalle bald nur noch von Jazzern – und von manchen Nazi-Größen wie Hermann Göring, der es wohl bei den Fliegern gelernt hatte.

Daß den exaltierten Erwartungen die große Ernüchterung folgte, bei Künstlern und Literaten, erschien um so zwingender und folgerichtiger, je genauer Pharmakologen und Neurologen schließlich die Wirkungen des Kokains erforschten.

„Kein anderes Rauschmittel", bemerkte Professor Helmut Coper, Direktor des Instituts für Neuropsychopharmakologie an der FU Berlin, „hat soviel Gebrauchsvarianten wie Kokain": Einspritzen unter die Haut, Einreiben in das Zahnfleisch oder Penis und Vulva, Trinken von Kokain-Wein, Kauen von Koka-Pasten, Rauchen von Koka-versetztem Tabak und, am gebräuchlichsten, das Schnupfen von Kokain-Pulver.

Das Ritual dafür ist seit den zwanziger Jahren unverändert. Das meist etwas verklumpte Pulver („Rocks") wird auf einen Spiegel oder auf einen Glastisch geschüttet. Der Spiegel hat den Sinn, die vorhandene Menge optisch zu verdoppeln. Mit einer Rasierklinge wird das Pulver kleingehackt und sodann in einer oder mehreren „Linien" von ungefähr drei bis fünf Zentimetern Länge aufgereiht.

Mit einem Röhrchen, bei Snobs mit einem möglichst unbenutzten 100-Mark-Schein (an dem das feine Pulver nicht hängenbleibt), wird der Schnee in beide Nasenlöcher gezogen, es kribbelt wie Schnupftabak. Man darf nicht niesen, weil das teuer wird. (Prompt prustete Woody Allen, in dem Film „Annie Hall", im falschen Moment, für einige hundert Dollar Stoff stoben vom Tisch.)

Daß die Wirkung eintritt, merkt der Sniffer an dem betäubenden Gefühl am Übergang vom Nasen- zum Rachenraum. Je besser der Koks und je höher die Dosis, desto betäubter die Schleimhäute. Ein „Flash" wie bei Heroin tritt nicht ein.

Schon Minuten nachdem der Wirkstoff – beim Schnupfen über die Nasenschleimhäute – in den Blutkreislauf geraten ist, überschwemmt er wichtige Teile des Gehirns: die Großhirnrinde, die Erinnerung und Verstand steuert, Teile des Zwischenhirns (Hypothalamus), das Appetit, Gefühle und Schlaf kontrolliert, sowie das Kleinhirn (motorische Aktivitäten). Im Gehirn entfacht die Droge ein regelrechtes Nervengewitter, indem sie in die Impulsübermittlung zwischen den einzelnen Nervenzellen eingreift. Die Folge ist eine Dauererregung ganzer Nervenregionen.

Unter Kokain-Einfluß gleiche das Nervensystem „einer überlasteten Telephonzentrale", so der Neurologe Walter Riker vom New Yorker Cornell Medical Center. „Es kann die hereinkommenden Nachrichten und Impulse nicht mehr normal verarbeiten, der Mensch wird hypererregt."

Der Höhepunkt der Euphorie stellt sich bei Schnupfern merkwürdigerweise ein, noch bevor die Wirkstoffkonzentration im Blut ihr Maximum erreicht. Die Wirkung ist, wenn das Gift oral, also durch Kauen (der Blätter) oder Schlucken eingenommen wird, deutlich geringer als nach dem Schnupfen oder Rauchen, ein Teil des Kokains wird offenbar im Magen-Darm-Trakt zerstört.

Kokain gilt als Leistungs-Droge. Sie führt ihre Adepten nicht in die zerfließende Innenwelt des sozial isolierten, ausgeflippten Heroin-Fixers, der immer weiter abtreibt in die Einsamkeit ferner Glücksgefilde. Kokain machte eher munter, geschwätzig, aufgekratzt – die Berauschten reden „Kokolores", phantasievollen, exaltierten Blödsinn. Eine Berliner Kokain-Schnupferin: „Du bist wach, quatschst, bist präsent, auf Draht, nicht müde."

Daß Kokain „eine kurz anhaltende Euphorie" (Coper) erzeugt, daß es Ermüdungserscheinungen unterdrückt und den Appetit zügelt, wird von Medizinern bestätigt.

Hinter die Behauptung von Kokain-Konsumenten, ihnen würden „Bewußtseinserweiterung" und sonst unerreichbare Gedankenklarheit durch Koks beschert (siehe Kasten Seite 186), setzen die Wissenschaftler Fragezeichen. Der „gewissen Logorrhöe" (krankhafte Geschwätzigkeit) stehe verminderte Konzentrationsfähigkeit gegenüber, konsta-

tiert Coper, dazu Nervosität, „manchmal auch Angst und Lichtempfindlichkeit".

Ebenso umstritten ist die häufig zitierte Wirkung des Kokains als Aphrodisiakum. Zumindest ambivalent, so die derzeit bei Wissenschaftlern gängige Auffassung, sei der Zusammenhang zwischen Sex und Schnee: Die Erlebnisintensität werde einerseits gesteigert, doch Kokain könne andererseits den Orgasmus auch verhindern oder quälend hinauszögern, besonders dann, wenn das Pulver direkt auf die Schleimhäute der Genitalien gestreut wird und dort seine anästhesierende Wirkung entfaltet. Bei Langzeit-Koksern wächst das sexuelle Verlangen, doch gleichzeitig stellt sich Impotenz ein und verhindert dessen Erfüllung.

Nach großen Dosen oder chronischem Gebrauch ruft Kokain psychoseartige Zustände und paranoide Reaktionen hervor. Die euphorische Stimmungslage des Kokainisten kann in tiefe Depression umschlagen. Er wird geschüttelt von Angstgefühlen und sieht Wahnbilder – wie etwa die oft beschriebenen halluzinierten „Kokainwanzen", die sich die Süchtigen von der Haut kratzen wollen.

„Wenig", sagte Experte Coper, sei „über eine ‚sichere' Dosis bekannt" – kein Kokainkonsument kann wissen, wo für ihn die tödliche Schwelle liegt. Zehn Milligramm des Alkaloids sind die durchschnittlich mit einer „Linie" eingezogene Dosis, die alle erwünschten Wirkungen sicherstellt. Aber bei manchen, besonders Empfindlichen können schon 30 Milligramm tödlich wirken.

In wissenschaftlichen Berichten wird die „außerordentlich große interindividuelle Streuung tödlicher Dosen" betont: Zwischen 800 und 1430 Milligramm bei oraler Einnahme, zwischen 100 und 2500 Milligramm beim Spitzen und zwischen 200 und 3000 Milligramm beim Schnupfen.



Ex-Kokainfreund Ofarim (M.), Partygäste: Warnung vor dem Nasen-Stüber

Cooles Network

Berufsbild eines Klein-Dealers der Kokain-Szene

Wenn die Igel nach den Mäusen gehen, setzt er sich auch in Fahrt, in einem unauffälligen Automobil, leger gekleidet, ein höflicher junger Mann ohne Bart und Fuzzy-Fusseln; die Kunden warten.

Es sind alles Freunde, Bekannte, er trifft sie in bestimmten Kneipen oder an der heimischen Hi-Fi-Anlage, meistens ordentliche Leute wie er selbst, mit einem Hang zu Intellektualität, Erfolg oder Schickimicki.

Das Spektrum reicht vom Kellner bis zum Lehrer, vom Jung-Politiker bis zum Musikus (E wie U), vom smarten Aufsteiger eines Konzerns bis zum Disco-King; auch Paradies-Vögel sind dabei, Indien-Freaks, Mode-Schnepfen, beautiful people.

In drei, vier Tagen bringt er gewöhnlich zehn Gramm an die Nasen, 300 Mark pro Gramm-Briefchen. Für 250 Mark hat er selber eingekauft, bei größeren Figuren, mit denen er auf Kommissionsbasis handelt; Vertrauen ist die Seele vom Geschäft.

Die Gewinnspanne wird nicht sinnlos verpraßt. Wie die meisten Klein-Dealer nimmt er gern und regelmäßig selber eine Nase, finanziert sich so seine eigenen Linien und erleichtert zudem seine bürgerliche Existenz; tagsüber nämlich geht er einem ordentlichen Handwerk nach.

Vor allem samstags wird es busy, wenn die Aufreißer in die Schlitten steigen zum Weiber-Halali. Da wollen sie Koks-Power im Kopf und zwischen den Beinen spüren und den Berserker auf die Matte legen. Auch die Brüder vom anderen Ufer sind dann auf Standfestigkeit aus.

Zum Dealer-Kodex gehört es, daß er möglichst sauberes Pulver liefert. Im Wasserglas läßt sich leicht ein Grob-Test veranstalten. Für größere Transaktionen, er hat auch schon mal ein Medizinfläschchen mit 30 Gramm in der Tasche, führt er eine Schweizer Präzisions-Federwaage mit sich; den Kunden, freilich, der ihm pro Woche bis zu 20 Gramm abnahm und verschniefte, hat er inzwischen abgestoßen. Der zeige restlose Verfallserscheinungen.

Von Leuten, die ausflippen, läßt man die Finger, sie stören die coole Nonchalance, mit der das Network funktioniert. Auch wie der Stoff ins Land kommt, will er nicht ganz genau wissen, kennt aber Geschichten.

Aus Amsterdam werde eine Menge angeliefert, einmal ließ sich ein freundliches Rentner-Paar zum Spediteur überreden. Vor Ort seien Peruaner im Geschäft, die Südamerika-Connection laufe über so verschiedene Behälter wie Diplomaten-Köfferchen und Käfige für Zoo-Getier.

Er gehöre, sagt er, zu jener Generation, die noch das „Woodstock-Feeling" kenne, den idyllischen Rock- und Marihuana-Liebesbund, in dem die Welt voll Spaß und Spontaneität war; das Feeling habe er sich erhalten und wolle es behalten.

Mit Staat und Politik hat er absolut nichts am Hut, das Gedröhne in Parlament und Presse interessiere ihn kein Stück. Er will in seiner Nische leben, sein Teil Freiheit und Vergnügen haben bis in alle „no future"-Zeiten.

Moralische Skrupel wegen der Dealerei plagen ihn nicht, weder gegenüber dem User noch der Polizei. Mittlerweile hat er einen sicheren Blick für V-Männer, die sich in die Schniefer-Szene einschleichen wollen. Aus Vorsicht hält er sich kein Telephon.

Es ist sowieso schwer, einen Faden des Network in die Hand zu kriegen. Anders als der vertikal gesteuerte Heroin-Handel – Form einer Pyramide – läuft die Koks-Connection horizontal, aufgeteilt in kleine Regionen; ein Bund von Kameraden.

Der kleine Dealer hat dafür ein buntes Bild: Die Polizei kämpfe „gegen einen großen Luftballon".



Beschlagnahme von Kokain in Bolivien: Jede Nacht 80 Koks-Bomber in die USA

schen 22 und 260 Milligramm bei Einnahme über die Schleimhäute. Nach einer Überdosis, so berichtet Coper, sterben die Vergifteten in zwei Dritteln der Fälle binnen weniger als fünf Stunden.

Die Symptome der akuten Kokain-Vergiftung rühren her von der Überstimulation des zentralen Nervensystems. Die Patienten sind äußerst erregt, ängstlich, verwirrt, die Reflexe sind gesteigert. Der Puls galoppiert, die Atmung ist unregelmäßig, Übelkeit, Schüttelfrost, Fieber, Erbrechen und Bauchkrämpfe stellen sich ein. Es kommt zu Delirien, Krämpfen und Bewußtlosigkeit. Der Tod erfolgt durch Atemlähmung.

Da Kokain, anders als Opiate oder Alkohol, nicht vom Stoffwechsel aufgenommen wird, führt es nicht zur physischen Abhängigkeit, zur körperlichen Sucht. Auch nach jahrelangem Koksgenuß verspüren Kokainisten, wenn sie die Droge absetzen, keine physischen Entzugserscheinungen, jedenfalls keine „auffälligen, den Konsumenten bedrohenden oder von ihm als beängstigend empfundenen Abstinenzsymptome" (Coper) – wie beim Horror des „Cold Turkey" nach Absetzen von Heroin.

Hingegen ist die psychische Abhängigkeit beim Dauergebrauch von Kokain besonders stark ausgeprägt. Um die Droge kreist dann alles. Zwar besteht kein Zwang (wie beim Heroin), die Dosis zu erhöhen, aber übermächtig wird der Drang, den Stoff regelmäßig oder periodisch einzunehmen. „Das Nichtmehr-aufhören-Können", so sagt es der Baseler Psychiater Dieter Ladewig, sei „das entscheidende Kriterium" der psychischen Abhängigkeit vom Kokain.

Doch dazu muß es offenbar nicht kommen. Die Ärzte sprechen vom Typus des „social-recreational user", vom gelegentlichen Freizeit-Sniffer, und bezeichnen damit anscheinend die Mehrheit der Kokain-Konsumenten: Leute, die beim Zusammensein mit Freunden ein oder zwei „Linien" Koks reinziehen, zu Hause, in der Kneipe – oder auch schon mal in „Bio's Bahnhof", hinter dem Rücken des Bundesinnenministers Gerhart Baum, im Blickfeld der Kamera.

Eine zweite Kategorie sind die „situation user", die Kokain, wenn auch nicht regelmäßig, als Dopingmittel einsetzen, zur Leistungssteigerung, zur Beseitigung depressiver Stimmungen oder als Appetitzügler. Der hohe Preis der Droge mag bisher dazu beigetragen haben, daß nicht mehr Gelegenheitsschnüffler zur dritten Gruppe, der der eigentlichen Kokainisten, gestoßen sind: Personen, die regelmäßig ihre Dosis Kokain brauchen; geschnupft oder gespritzt, mehrmals am Tage, in der Woche fünf Gramm und mehr.

Fast alle Untersuchungen stimmen darin überein, daß bei diesen Kokain-Abhängigen, bei massivem Dauergebrauch, die erwünschten Wirkungen mit der Zeit nachlassen und die unerwünschten toxischen Effekte zunehmen. Heraufsetzen der Dosis nützt nichts, und gegen die Katastrophe hilft nur eines: Absetzen der Droge.

Zusammen mit dem seelischen wird beim Kokain-Mißbrauch auch der körperliche Verfall bald sichtbar. Häufig kommt es zu Schädigungen der Nasenscheidewand, bis schließlich der Knorpel regelrecht zerbröselt – Folge einer permanenten Mangeldurchblutung durch die anästhesierende Wirkung des Kokains. Betuchte Kokser lassen sich das Loch in der Scheidewand mit einem Silber- oder Platinplättchen schließen. Hollywood-Chirurg J. Perleman: „Früher haben wir Brüste geliftet, jetzt reparieren wir fast nur noch Nasen."

Die Folgen eines massiven Dauergebrauchs von Kokain sind zumeist nicht anders als bei Morphinisten und Alkoholikern. „Das Endstadium", resümiert Drogenforscher Coper, „ist gekennzeichnet durch erschütternde Bilder körperlichen und seelischen Verfalls."

Aber unbestreitbar ist auch: Während beim Heroin die erste Spritze bereits den Beginn einer Sucht bedeuten kann, ist der gelegentliche Kokain-Sniff physisch, und für die meisten wohl auch psychisch, nicht gefährlicher als der Genuß von Alkohol oder Tabak.

Zehn Millionen Amerikaner, so eine Schätzung der US-Drogenbehörde, nehmen derzeit Kokain „mehr oder minder regelmäßig": die einen morgens nach dem Aufstehen, um den Tag aufzuhellen, die anderen als Zwischendurch-Rakete im Büro oder vor einer wichtigen Geschäftsbesprechung, wieder andere abends, als „Nachtisch" oder Mitternachtsüberraschung bei einer Party.

Ein erstes Signal für die Wiederkehr der Droge war 1969 die Eingangsszene des Kultfilms „Easy Rider"; vor dem Start zu ihrer Motorradreise nahmen



Beschlagnahmtes Kokain in Stuttgart
„Alles in feinen Kreisen"

Peter Fonda und Dennis Hopper erst einmal eine kräftige Prise Kokain. In den Jahren danach, erst recht aber seit 1976, kam es in den USA zu einer Explosion des Kokain-Verbrauchs.

„Ein bißchen Schnee zu Weihnachten kann nichts schaden" – Photo-Postkarten von der „Easy Rider"-Eingangsszene mit diesem Text kursierten damals als Festtagsgruß in Amerika. Inzwischen gibt es Glückwunschkarten, die Nancy Reagan („Fly High America") und Königin Elizabeth („Dear Snow Queen") als Schnupfende darstellen. Eine andere Karte zeigt Marilyn Monroe mit dem weißen Pulver: „Crystals are a girl's best friend."

„Wie ein Schneesturm", überschrieb das US-Nachrichtenmagazin „Time" eine Titelgeschichte im Sommer letzten Jahres, habe „die all-amerikanische Droge" Kokain das Land heimgesucht: Für junge Leute sei der Koksgebrauch zum Statussymbol geworden wie früher der Straßenkreuzer. In Aspen, Colorado, hätten Wintersporturlauber Tütchen mit Kokain als Trinkgeld in der Ferienwohnung liegenlassen. Bei manchen Werbeagenturen in New Yorks Madison Avenue gebe es neuerdings nicht selten „Kokain anstelle von Martinis".

Hauptumschlagplatz für den amerikanischen Kokain-Markt ist Miami, Florida. Dort tobt ein verlustreicher Bandenkrieg: Kolumbianer und Exilkubaner kämpfen um die Vorherrschaft im Kokshandel. Eines der Opfer war ein aus Kolumbien kommender Kurier, der 114 versiegelte, Kokain-gefüllte Präservative verschluckt hatte. Zwei davon waren in seinem Magen geplatzt.

Angebaut werden die zwei Meter hohen Koka-Sträucher vor allem in Bolivien (70 000 Hektar) und Peru (50 000 Hektar). Aus 1000 Kilogramm Kokablättern, der Jahresernte von einem Hektar, entstehen etwa fünf Kilogramm braune Koka-Paste, daraus wiederum zwei Kilogramm weißgraue „Koka-Basis", die in transportablen Labors, vor allem in Kolumbien, zu dem handelsüblichen weißen Pulver verarbeitet wird.

Die Verdienstspannen sind atemraubend: Aus 500 Kilogramm Kokablättern, die für 1200 Dollar eingekauft werden, entstehen am Ende abgepackte Kokain-Tütchen, die im Kleinverkauf eine halbe Million Dollar bringen.

Eine „wachsende Tendenz" zur Einnahme besonders hoher Dosen von Kokain bemerken amerikanische Drogen-Experten etwa seit Sommer letzten Jahres. „Es ist, als ob du den Finger an ein elektrisches Kabel hältst", beschrieb Drogenberater Gay den Effekt solcher Superdosis. Zumeist handelt es sich um sogenannte „Free Base"-Trips, bei denen durch chemische Behandlung (mit Äther) die Droge in einen noch wirkmächtigeren Zustand überführt wird.

Als noch raffinierter, aber auch weit gefährlicher gilt der sogenannte „Speedball"-Trip – Kokain und Heroin, addiert

Die Wirtschaftsdokumentation des SPIEGEL: **Unternehmen, Märkte, Manager–1981**

Das Wirtschaftsgeschehen des Jahres auf 678 Seiten zusammengefaßt.

Die wichtigsten Beiträge des SPIEGEL-Jahrgangs 1981 zum Thema Wirtschaft wurden für dieses Jahrbuch ausgewählt und übersichtlich nach folgenden Sachgebieten geordnet:

Wirtschafts- und Finanzpolitik, Konjunktur
Arbeit und Soziales, Verbände
Märkte, Branchen, Produkte
Automobile
Banken, Sparkassen, Versicherungen
Energie
Luftfahrt
Medien



Das umfangreiche Register mit 4.943 Verweisen auf Personen, Firmen und Produkte erleichtert den schnellen Zugriff und macht »Unternehmen, Märkte, Manager – 1981« zu einem nützlichen und zweckmäßigen Nachschlagewerk.

Subskriptionspreis bis 31. August 1982: DM 30,– (inkl. MwSt.); danach DM 36,–.
Die Auflage ist limitiert.

Lieferung gegen Vorkasse; im Inland portofrei.
Überweisungen mit Bestellvermerk »UMM – 81« bitte auf Postscheckkonto 7137-200 (BLZ 200 100 20), Hamburg.

SPIEGEL-Verlag, Vertriebsabteilung
Postfach 11 04 20, 2000 Hamburg 11.

Piepenbrock – ca. 20.000 Mitarbeiter und 500x in Deutschland. 70 Tochtergesellschaften. Sprechen Sie mit einer unserer Geschäftsstellen.

Piepenbrock Dienstleistungsgruppe
Zentralverwaltung
Hannoversche Straße 91–95, 4500 Osnabrück
Telefon 05 41/58 41-1, Telex 9 47 71

1000 Berlin 0 30/3 34 40 92
2000 Hamburg 0 40/24 39 62
2300 Kiel 04 31/9 33 42
2800 Bremen 04 21/31 37 87
2900 Oldenburg 04 41/4 48 04
2940 Wilhelmshaven 0 44 21/6 04 36
3000 Hannover 05 11/31 40 04
3400 Göttingen-Weende 05 51/3 55 45
3500 Kassel 05 61/89 76 31
3550 Marburg 0 64 21/17 07
4000 Düsseldorf 02 11/36 42 68
4060 Viersen 0 21 62/1 30 84
4100 Duisburg 02 03/2 64 17
4300 Essen 02 01/31 30 86
4400 Münster 02 51/7 73 54
4440 Rheine 0 59 71/60 96
4500 Osnabrück 05 41/58 41-300
4600 Dortmund 02 31/57 25 27
4800 Bielefeld 05 21/17 41 99
5000 Köln 02 21/31 51 17
5100 Aachen 02 41/15 51 23
5300 Bonn 02 28/23 43 33
5400 Koblenz 02 61/2 50 38
6000 Frankfurt 06 11/55 09 37
6100 Darmstadt-Eberstadt 0 61 51/59 17 41
6100 Darmstadt 0 61 51/69 35-36
6200 Wiesbaden 0 61 21/69 35-36
6230 Frankfurt-Höchst 06 11/31 67 40
6250 Limburg 0 64 31/80 13
6300 Gießen 06 41/49 11 09
6330 Wetzlar 0 64 41/2 71 05
6380 Bad Homburg 0 61 72/4 46 66
6450 Hanau 0 61 81/6 30 63
6500 Mainz 0 61 31/50 42 42
6501 Bodenheim 0 61 35/52 86
6600 Saarbrücken 06 81/5 31 52
6750 Kaiserslautern 06 31/7 30 51
6800 Mannheim 06 21/70 59 55
7000 Stuttgart 07 11/64 88 69
7500 Karlsruhe 07 21/3 37 77
7600 Offenburg 07 81/3 01 87
7800 Freiburg 07 61/5 01 64
8000 München 089/17 70 51-52
8500 Nürnberg 09 11/55 81 73
und weitere 27 Tochtergesellschaften für Spezialaufgaben.

zu einer kaum noch kalkulierbaren Teufelsmischung. Die stimulierende Wirkung der einen und der berauschende Effekt der anderen Droge vermitteln ein Gefühl, so beschrieb es ein „Speedball"-User, „als fahre man mit einem 150 Stundenkilometer schnellen Lift das Empire State Building hoch, und plötzlich kappt einer das Tragseil".

Daß nunmehr, nach fast einem halben Jahrhundert Abstinenz, Kokain auch in Europa wieder schick wird, scheint nicht zuletzt das zweifelhafte Verdienst von Folk- und Rock-Stars, die Fluch und Segnungen des Weißen Schnees besungen haben – von Johnny Cash, der 1968 seinen „Cocaine Blues" intonierte, über Jefferson Airplane und Steppenwolf bis hin zu dem Wiener Liedermacher Wolfgang Ambros („Weiß wie Schnee") und dem österreichischen New-Waver Falco („Drah di net um"): „Den Schnee, auf dem wir alle talwärts fahren, kennt heute jedes Kind."

Der Warnruf „No Snow – no Show", den Rockbands auf Tourneen vorausschicken, ist in der ganzen Branche gefürchtet. Weil die Musiker es nicht mehr wagen, das Zeug im Gepäck über die Grenzen zu transportieren, sind die Tournee-Manager oder ihre Hilfschargen genötigt, selber die Connections herzustellen und Koks zu besorgen. Von den Rollings Stones ist bekannt, daß sie einen Konzertbeginn um eineinhalb Stunden verzögerten, bis endlich der Stoff da war. Kokser, die spektakuläre Prozesse hinter sich haben – wie der Sänger Abi Ofarim –, treten in Talk-Shows als reuige Sünder auf und warnen Deutschlands Jugend vor dem Nasen-Stüber.

In der westdeutschen Werbebranche wird nach wie vor mehr Alkohol getrunken als gesnifft. Hingegen scheint Koks bei Werbe- und Modephotographen zunehmend beliebt. Und bekannt ist, daß auch Fernsehleute sich vor ihrem Auftritt gern den Mut- und Muntermacher einziehen.

Kokain ist allem Anschein nach auch in der Bundesrepublik gesellschaftsfähig geworden, ohne besonders viel Geheimnistuerei. Die es nehmen, werden immer kesser: Als eine des Kokain-Gebrauchs verdächtigte Filmschauspielerin zur Polizeivernehmung kam, trug sie Koksbriefchen in ihrer Handtasche.

Schauspielern, sagen Kenner, sei die Droge nicht zu empfehlen. Einer erzählt, er habe es ein paarmal versucht: „Man findet sich ganz toll vor der Kamera, jeder Blick stimmt, jede Geste – aber die Wahrheit ist ganz anders. Es spielt sich alles nur im Kopf ab, das Gesicht versteinert, es kommt gar nichts mehr raus. Das ist furchterregend."

Nicht als Schauspieler, sondern als Selbstdarsteller, mit rabiater Schonungslosigkeit, war Rainer Werner Fassbinder in einem seiner Filme vor die Kamera getreten.



Amerikanische Kokain-Postkarten: „Dear Snow Queen"

Es war eine Episode in der von mehreren deutschen Filmemachern bestrittenen Nach-Stammheim-Collage „Deutschland im Herbst". Auf der Leinwand sah man Fassbinder, wie er kräftig Koks schnupfte – die Szene war nicht getürkt, der Stoff war echt.

„Durch eine Kombination von Arzneimitteln und Suchtstoffen", so gab am Freitag letzter Woche die Münchner Staatsanwaltschaft bekannt, lasse sich der Tod des Filmregisseurs Rainer Werner Fassbinder erklären. Am Morgen des 10. Juni war der 36jährige tot in seiner Münchner Wohnung aufgefunden worden.

Wie die vorläufige Untersuchung des Gerichtsmedizinischen Instituts der Universität München ergab, hat Fassbinder barbiturathaltige Schlafmittel und Kokain „in einer solchen Dosis aufgenommen, daß sie im Zusammenwirken zum Tode führen konnten". ◆